wirks

Das Mutmach-Magazin
www.wirks.at, Winter 2011

- „In Liebe Leben trotz Zerstörung“
- Spirituell kreativ
- Du musst dein Leben ändern
- Das einzige, was uns begeistert, ist das Unmögliche
- Wenn der Job zum Loslassen ist

«Loslassen»

Inhalt

„In Liebe Leben trotz Zerstörung“, Gespräch mit Geseko von Lüpke 4

GAIA :: Rückzug & Loslassen 7

Spitiruell kreativ, von Kabarettist Georg Bauernfeind 8

Du musst dein Leben ändern, Die Botschaft von Rainer Maria Rilke 10

Das einzige, was uns begeistert, ist das Unmögliche 11

Zwei Geschichten vom Loslassen 12

Wenn der Job zum Loslassen ist 14

Glauben Sie! An sich! 15

Impressum
wirks _ Das Mutmach-Magazin

Koisser Kommunikations GmbH
1190 Wien, Döblinger Hauptstraße 17/4/12
www.wirks.at, www.koisser.at, wirks@wirks.at

wirks erscheint 4 x p.a. im Wechsel der Jahreszeiten. Wir bieten Service und Orientierung für Menschen im Wandel und fühlen uns positiver Berichterstattung verpflichtet.

Druck: gugler cross media, www.gugler.at, gedruckt auf Papier aus nachhaltig bewirtschafteten Wäldern, total chlorfrei gebleicht

Hotel Modul: Brunch, Seminarverpflegung, Catering - auch bio und regional

„Die Gäste sind heute kulinarisch gebildet. Das macht es schön für einen Koch, denn man kann mehr experimentieren als früher. Und es ist sehr erfüllend, wenn es gelingt, heute noch für Freude und Verblüffung bei den Gästen zu sorgen. Zu dieser Kombination aus Freude und Geschick versuche ich meine Lehrlinge hin zu bekommen. Ich freue mich, für Sie kochen zu dürfen. Beim **Brunch am Sonntag, auf einem Kongress, beim Catering**. Da bieten wir auch gerne biologische und regionale Küche.“

Klaus Schindelar, Chef de cuisine, seit 2003 im Modul

www.hotelmodul.at
www.cateringmodul.at

Hotel Modul, A-1190 Wien,
Peter-Jordan-Straße 78
Tel.: +43 1 47 660-116
E-mail: modulhotel@wkw.at

Bezahlter Informationsraum

Du darfst Dein Weltbild ändern

Editorial von Harald Koisser

„Du musst Dein Leben ändern“ stand am ersten Entwurf der Titelseite des aktuellen *wirks*, ein Zitat der berühmten Schlusszeile eines Rilkegedichtes, das uns im Heft noch begegnen wird. Zugleich äffte ich damit den Philosophen Peter Sloterdijk nach, der einem ganzen Buch diesen Titel gegeben hatte. Nichts weniger als dieser martialische und apodiktische Ausspruch schien mir geeignet, die Winterausgabe von *wirks* zum Thema „Loslassen“ zu übertiteln. Ich hätte auch in bewährter Weise der *wirks* -Titel einfach das Wort „Loslassen“ hinschreiben können, aber ich hatte Lust auf ein Signal, auf Direktheit und Unmittelbarkeit.

„Wie schrecklich“, meinte zu meiner Enttäuschung meine *wirks* -Kollegin Veronika Lamprecht, die Zeit des Müssens wäre vorbei. Man habe den Leuten lange genug geglaubt sagen zu müssen, was sie tun und denken müssen, Rilke hin oder her. Der Titel wäre ein sprachlicher Rückfall in die „alte Welt“, die wir mit *wirks* zu überwinden versuchen.

Ich schrieb den Satz auf eine Kreidetafel in in der Redaktion, wo mich meine Schritte täglich vorbei führten. Nach 100 Schritten wischte ich mit einem Schwamm über „musst“. Nun stand da: Du *darfst* dein Leben ändern. Kurz hatte ich auch mit „Du kannst dein Leben ändern“ spekuliert, immerhin eine Erinnerung daran, dass wir in unserem Sein nicht restlos gefangen sind und Bewegungsspielraum haben, vielleicht wenger als uns lieb ist, aber mehr als wir mitunter glauben. Ich beließ es beim Dürfen, diesem sanften Anklopfen an die harten Dogmen scheinbarer Lebensgesetze, diesem Konterpart zum Müssen. „Du darfst dein Leben ändern“ ist die erleichternde Antwort auf den Stoßseufzer „Was soll ich nur tun?“ oder – depressiver – „Da kann man nichts tun“. Selbst wenn dir jemand verbietet, etwas zu ändern – Du darfst!

Als ich das nächste Mal die Büroräumlichkeiten betrat, sah ich, dass mein Freund, der Philosoph Eugen Maria Schulak, wie folgt ausgebessert hatte (ich erkannte ihn an seiner Schrift): Du darfst Dein *Denken* ändern.

Wie schön. Es erinnerte mich sogleich an Viktor Frankl, der zeigte, dass unser Weltbild die Wahrnehmung beeinflusst, die Wahrnehmung das Denken und das Denken das Handeln. Menschen, die bloß an ihren Handlungen herumdoktern, weil sie meinen, dies und jenes tun zu müssen, können nichts an sich ändern. Sie können sich bloß eine zeitlang verstellen. Und das ist wahrlich nicht dasselbe. Versuchen Sie einmal einen Tag lang jemand zu sein, der Sie nicht sind! Nein, das funktioniert nicht. Wir handeln nicht authentisch, solange sich das Denken nicht geändert hat, doch das Denken kann sich nicht ändern, solange sich das Weltbild nicht geändert hat.

Wie aber ändert man sein Weltbild? - Am besten ganz vorsichtig! Einfach, indem man es einmal testweise infrage stellt. Man sollte vielleicht einmal pro Tag das Gegenteil von dem denken, was man sonst denkt. Einfach so, als kleine Geistesakrobatik. Auch wenn es anfangs gruselig ist. Eine Einübung in die Kunst der Selbstreflexion.

Genährt von all diesen Gedanken, änderte ich den Satz auf „Du darfst Dein Weltbild ändern“. Ich betrachtete die Kreidetafel immer wieder, tagelang. Keine neuen Verbesserungen wurden angebracht. Mir schien, der Satz hatte nun seine Reise zur Wahrhaftigkeit abgeschlossen.

Nach einer weiteren Woche war es dann ganz leicht, das Heft unter den Titel „Loslassen“ zu stellen, möge man das nun verstehen oder nicht.

„In Liebe leben trotz Zerstörung“

Geseko von Lüpke – Publizist, Zukunftsforscher und Chronist und Begleiter von Übergängen – über Wandel, Kollaps und Hoffnung. Das Gespräch führte Weltenwanderer Reinhold Richtsfeld

Geseko von Lüpke

Herr von Lüpke, Sie sind ein Mensch, der sehr viel macht. Welche Berufsbezeichnung wäre denn am angemessensten?

Da gibt es so viele Schubladen, und ich habe das Gefühl, wir leben nicht mehr in den Zeiten von Schubladen. Ich habe einmal die Formulierung gefunden: Chronist und Begleiter kollektiver und individueller Übergänge. Ich begleite Menschen, die in Lebensübergängen sind. Zugleich haben wir gerade einen kollektiven Kulturwandel, bei dem ein System schrittweise kollabiert. Die Regeln, von dem, was individuell in einem Initiationsprozess geschieht, sind zu dem, was kollektiv passiert, gar nicht so unterschiedlich. Man geht durch Phasen von Chaos und Orientierungslosigkeit, Angst und Depression. Joanna Macy sagt, dass wir zugleich Sterbebegleiter eines alten Systems und Geburtshelfer für ein neues sind. Heute befinden wir uns genau an dieser Schnittstelle, wo wir beides zur gleichen Zeit sind.

Als Chronist von Übergängen kommt die journalistische und publizistische Seite dazu. Ich treffe Protagonistinnen und Protagonisten des Wandels, um zu lernen und über sie zu berichten. Insofern bin ich so etwas wie ein Netzwerker von entstehenden Zukünften, und fühle mich manchmal als Zukunftsforscher. Heute ist das nicht jemand, der sich vorstellt, wie das Jahr 2111 aussehen wird, sondern jemand, der ausfindig macht, wo sich Zukünfte entwickeln.

Zukünfte? Das Wort gibt es eigentlich nur im Singular.

Ich bin vor zwei Jahren einmal eingeladen worden, einen Vortrag über die Welt im Jahre 2050 zu halten. Ich habe dann begründet, wieso das gar nicht zu machen ist. Wir leben in einer solchen Beschleunigung, denn rein statistisch und mengenmäßig verdoppelt sich das Weltwissen alle sieben bis acht Monate. Wenn das so ist, dann vervierfacht sich das Wissen in vierzehn Monaten, und versechzehnfacht sich in 28 Monaten. Wenn wir das auf 50 Jahre hochrechnen, dann lassen sich überhaupt keine Szenarien mehr machen. Wir wissen nicht, wo die Wissenschaft und die menschliche Entwicklung in zehn oder fünfzehn Jahren sein wird. Die Welt wird schon ganz woanders sein, wird völlig neu sein, vielleicht auch bedrohlich, wenn man sich Nanotechnologie oder den Klimawandel ansieht. Es gibt in Wirklichkeit keine Szenarioforschung mehr, an der man die Gegenwart orientieren könnte, sondern es gibt viele verschiedene mögliche Zukünfte. Mein Gefühl sagt mir, es wird erst mal schwieriger werden, es wird mehr Krisen geben. Dazu wird es Menschen brauchen, die gut mit Krisen umgehen können. Menschen, die Krisen nutzen können, um grundsätzlichen Wandel einzuleiten. Krisen sind der Moment, wo Wandel am einfachsten ist, wo starre eingefahrene Strukturen am ehesten aufbrechbar sind.

Viele Menschen haben das Gefühl, dass sie gar nichts bewirken können.

Wenn wir uns als ein sehr tatkräftiges und kreatives Element von ständig weitergehender Schöpfung begreifen, dann haben wir einen ganz großen Einfluss. Es gibt dieses schöne Bild aus der Chaosforschung: Der Schlag eines Schmetterlings hier kann einen Tornado in der Karibik auslösen, weil die Gleichgewichtsverhältnisse so labil sind, dass eine winzige Veränderung Domino-

effekte hervorrufen kann. Wenn das ein Schmetterling kann, kann ich das auch. Wir müssen erst begreifen, dass aus dieser Vielzahl von kleinen Handlungen große Bewegungen entstehen können.

Frage an den Zukunftsforscher: was wird denn passieren?

Ich denke, es wird regionaler werden, viel dezentraler. Wenn wir kein Öl mehr haben, und keinen wirklichen Ersatz für diesen Zaubersaft, wird es wenig Globalisierung geben. Dann bekommen wir keine Ananas mehr aus Venezuela, weil der Transport nicht mehr zu finanzieren ist. Wir werden uns wieder auf regionale Bezüge einstellen müssen. Das darf aber nicht in einen Lokalpatriotismus führen, wie wir ihn schon über Jahrhunderte in Europa gehabt haben. Es braucht ein Mittelmaß zwischen interkultureller Vernetzung und Offenheit, eine Zusammenarbeit von unabhängigen Einheiten, genauso wie bei unseren Körperzellen. Eine Zelle kann nur existieren, wenn die Zelle daneben ebenso lebendig und durchlässig ist. Jede einzelne Zelle von uns hat 1500 Recycling-Einrichtungen, die die Materie wieder neu aufbereiten. Wir sind als Körper das beste Beispiel dafür, dass es mehrzellige große Biosysteme und Organismen gibt, die aus einzelnen komplexen Einheiten bestehen.

Die System Erde ist komplex, doch viele Entwicklungen wie der Klimawandel sind weit vorangeschritten. Ist dieser Wandel -aufzuhalten?

Das Antlitz der Erde wird sich verändern, die Klimazonen werden sich verschieben. Wir werden viele Menschen aus den südlichen Ländern aufnehmen müssen. Das kann schon für Italien gelten, das vielleicht zur Wüste wird. Ich habe neulich ein Interview gemacht mit Elisabeth Satoris, einer Evolutions- und Zukunftsforscherin. Sie sprach ganz nüchtern von „a better life on a hotter planet“. Es wird viel passieren, was neu ist. Es kommt darauf an, wie kreativ wir mit diesen Situationen umgehen. Wir haben in der Geschichte der Menschheit schon unendlich viele Krisen überstanden. Es wird nicht in dieser grundsätzlichen Partystimmung weitergehen wie bisher mit immer mehr Wachstum und Konsum. Unser System, das einen Verdrängungswettbewerb unterstützt á la „ich lebe besser, weil du schlechter lebst“, ist suizidal. Das wäre so, wie wenn in unserem Körper die Leber anfängt mit der Lunge um Sauerstoff zu kämpfen. Unser wirtschaftliches Wertesystem fördert solche negativen Werte wie Egoismus, Geiz oder Neid.

Was sind die Alternativen?

Es gibt Werte, die in der menschlichen Beziehung funktionieren, das sind Solidarität, Kooperation, Mitgefühl. Wir tun so, als ob die Wirtschaft nichts mit diesen Werten zu tun hätte.

Aber es gibt eine starke Sehnsucht nach diesen Werten.

Paul Ray, ein amerikanischer Soziologe, hat jahrzehntelang den Wertewandel in den USA erforscht. Er stellte fest, dass etwa ein Fünftel der Bevölkerung nach traditionellen Werten lebt, ungefähr ein Viertel nach etwas progressiveren Werten, aber alle halten am gleichen auf Konkurrenz basierenden System fest.

Zugleich gibt es jedoch eine wachsende Gruppe von Menschen – diese ist fast schon so groß wie die beiden Gruppen der Erzkonservativen und der Moderaten – die sich an neuen Werten orientiert. An Werten wie wie Nord-Süd-Ausgleich, spirituellem Wachstum, ökologischer, vegetarischer Ernährung, Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau, Schuldenerlass für die dritte Welt. Also Werten von Solidarität und Mitgefühl, die sie in die Welt tragen wollen, um nicht mehr Teil des bestehenden Systems zu sein. Diese Gruppe wächst kontinuierlich, während die beiden anderen Gruppen schrumpfen.

Es gibt das interessante Phänomen der Selbstunterschätzung. Wenn man jemanden fragt, dann glaubt er, er steht alleine da, oder fast alleine. Viele Menschen meinen: „Leute, die so denken wie ich – ach, das werden vielleicht eine Million sein“. Und wenn man dann soziologisch nachfragt, stellt man fest, dass es 20 Millionen sind. Der Kippunkt liegt schon viel näher als wir glauben, aber die Medien berichten nicht darüber. Das, was sich unterhalb der Oberfläche in den Graswurzeln tut, ist noch nicht so selbstverständlich und sichtbar, doch es geschieht weit mehr, als wir eigentlich denken.

Reinhold Richtsfeld

Vor Kurzem wollte ich in einer Geschichte für den Bayrischen Rundfunk einen Abgesang auf die Friedensbewegung machen. Bei Recherchen stellte ich fest, dass die Zahl der Kriege in den letzten 20 Jahren um 90 Prozent zurückgegangen ist. Kanadische Friedensforscher, ernstzunehmende Akademiker von der Universität von Vancouver, sagen, dass wir auf bestem Wege sind, erstmals in der Geschichte der Menschheit den Krieg abzuschaffen. Und keiner weiß davon, weil die Medien ununterbrochen von Blut und Terror, Attentate und Kriege berichten. Seit 1990 die Zahl der großen Kriege um 90 Prozent zurückgegangen.

Was sind die Ursachen dieser überraschend positiven Entwicklung?

Die wesentlichen Gründe scheint das Engagement von Frauen in aller Welt für eine andere Form von Kommunikation und Konsenssystemen zu sein. 70 bis 80 Prozent der Friedensaktivisten sind Frauen.

Es gibt also auch Hoffnung?

Wir sind an einem Punkt, wo der Wandel entweder zu einem neuen Lebensstil führt oder in eine Zerstörungsdynamik. Wenn das große System kollabiert, müssen wir aufpassen, dass wir es so zur Ruhe betten, dass es beim Umfallen nicht zu viel kaputt macht.

Wenn wir in einem solchen Übergang stecken, der uns erstmal in die Krise geführt hat, was gibt es denn für Möglichkeiten, damit gut umzugehen?

In allen Zeiten und in allen Kulturen der Welt gab und gibt es Übergänge und Übergangsrituale, um Veränderungsprozesse zu gestalten und zu bestärken. Menschen wandeln sich ständig, wir wandeln uns vom Kind zum Jugendlichen, vom Jugendlichen zum Erwachsenen, vom Single zum Menschen, der in Partnerschaft lebt, wir kriegen Kinder, wir überschreiten die Lebensmitte, wir werden alt, werden schwächer, orientieren uns mehr nach innen als nach außen, und irgendwann kommt der letzte große Übergang. Wir scheiden aus dem Leben ohne zu wissen wohin es geht. Was ich sagen will ist: Das einzig Sichere, was wir im persönlichen Leben haben, sind Übergänge und Krisen. Das Erwachsenwerden und Reifen, was daraus entsteht, ist ein wesentlicher Prozess sowohl für den individuellen als auch für den kollektiven Wandel. Wir müssen erstmal begreifen, dass die Krise gut und nötig ist. Und dann daraus lernen und handeln!

Es gibt also die persönlichen Übergänge, aber nicht die passenden Rituale?

Richtig! In unserer Gesellschaft haben wir kaum mehr Rituale zu den Wachstumsprozessen der Seele. Heute brauchen wir für Menschen, die durch Krisen gehen, Massen von Psychologen, Psychotherapeuten und Psychopharmaka, um nicht vollzogene Übergänge und Veränderungsprozesse nachzuholen.

Zu meinen Visionssuche-Seminaren kommen Menschen häufig nicht deshalb, weil sie sich wandeln wollen, sondern weil sie sich bereits gewandelt haben und ihr innerstes Bild nicht mehr übereinstimmt mit dem, was sie in der Welt repräsentieren oder tun. Oft geht es darum, eine neue Form von Arbeit zu suchen, fehlgeschlagene Beziehungen zu heilen, oder darum, neue Aufgaben in einem größeren Kontext wahrzunehmen und das eigene Potential zur Entfaltung zu bringen.

In Wirklichkeit ist es eine kollektive Erfahrung.

97 Prozent der Menschen laufen mit einem Selbstbild herum, dass sie eigentlich ein bisschen verrückt sind, weil ihre innere Erfahrung nicht mit der äußeren Welt zusammen trifft. Da gibt es ein unglaubliches Potential für Veränderung, wenn du ihnen klarmachst: „Hey, du bist ein völlig normaler Mensch! Schau, dass du dir Räume schaffst, wo du dieses Potential weiterentwickeln kannst, wo du aus diesen Erfahrungen lernen kannst.“ Also, vielleicht passiert hier schon viel mehr als wir denken.

Wir dürfen also Hoffnung haben. Es passiert mehr als wir denken, und jeder von uns kann etwas beitragen.

Ich bin authentischer mit meinem Leben, wenn ich mich engagiere. Mir

geht's dann einfach besser. Ich kann meinen Kindern in die Augen schauen mit dem Gefühl, ich tu was für das Leben und bin nicht Teil eines zerstörerischen Prozesses. Das schafft Lebensqualität, das lässt mich in Liebe leben trotz Zerstörung.

Was ganz wichtig ist: wir dürfen uns von zerstörerischen Prozessen, die überall auf der Welt passieren - ob es jetzt irgendwelche Attentate sind, Ölkatastrophen oder Fukushima - nicht abschließen. Ein natürlicher Reflex ist: „Ich will davon nichts mehr wissen", aber es geht genau darum, sich berührbar zu machen, den Schmerz zu spüren, die Trauer wahrzunehmen, sie aber nicht in sich zu nehmen. Wir müssen im Feedback bleiben und reagieren, anstatt uns abzuschotten.

Die größte Katastrophe ist, dass wir unsere Hand auf der heißen Herdplatte haben, der Qualm steigt schon hoch, aber wir merken es nicht und ziehen die Hand nicht weg. Wir müssen wieder beginnen, Verletzungen zu spüren.

Geseko von Lüpke, Dr. rer. pol., Jahrgang 1958, studierte Politologie und Ethnologie und ist Journalist und Autor zahlreicher Buchpublikationen, u.a. zu den Themen Kultur, ganzheitliche Ansätze in der Wissenschaft, nachhaltige Zukunftsgestaltung, ökologische Ethik und Spiritualität. Zuletzt erschienen: »Zukunft entsteht aus Krise«. Antworten von Joseph Stiglitz, Vandana Shiva, Wolfgang Sachs, Joanna Macy, Bernard Lietaer u.a. (Rieman 2009) http://www.tiefenoekologie.de/de/menschen/dr-geseko-von-luepke.html

Reinhold Richtsfeld, Mag. Dipl. Ing., Jahrgang 1977, studierte Elektrotechnik und Soziologie und ist seit 2008 Weltenwanderer, Autor und Vortragsreisender. War 7000km zu Fuß unterwegs auf der Suche nach zukunftsfähigen Lebensstilen. Im aktuellen Bildervortrag „Das Herz des Abenteuers" berichtet der Wanderer von den Erfahrungen seiner Reise, die ihn durch Westeuropa, auf die Kanarischen Inseln bis nach Marokko und retour führte. www.rytz.at

GAIA :: LOSLASSEN

GAIA ist der Name der personifizierten Erde. Veronika Lamprecht erzählt, was gerade in der Natur passiert und was das für uns bedeuten könnte.

Im Kreis des Naturjahres befinden wir uns um den 21. Dezember an einem der zwei Wendepunkte im Jahr, der Wintersonnwende. Der kürzeste Tag und die längste Nacht des Jahres bringen die größtmögliche Dunkelheit. Das Tageslicht nimmt heuer in Mitteleuropa bis zum 22. Dez. um 6:30 Uhr ab – um ab diesem Punkt wieder zuzunehmen. Ganz langsam, die ersten Wochen kaum merkbar, wird die Sonneneinstrahlungszeit auf der Erde wieder mehr.

Was heißt das für uns Menschen?
Wir sind diesen Naturrhythmen mehr ausgeliefert, als wir wahrhaben wollen. Die meisten Menschen haben um diese Zeit das Bedürfnis nach mehr Ruhe, Rückzug und Schlaf. Da wir uns ein System erschaffen haben, das dem nicht Rechnung trägt – ja, sogar durch Jahresabschlüsse, Weihnachts- und Neujahrsverpflichtungen noch zusätzliche Arbeiten aufbürdet, kippen die meisten Immunsysteme dann spätestens im Jänner, Feber zusammen – und die Grippeviren feiern Hochsaison. 80 % der Menschen haben bis vor ca. 200 Jahren von und mit der Landwirtschaft gelebt und ihr Rhythmus war dem natürlichen Licht angepasst, jahrtausende alte gespeicherte Lebenserfahrung im körperlichen Biorhythmus jedes Menschen. Die Traditionelle Chinesische Medizin berücksichtigt diese evolutionär geprägten Erfahrungen und weiß darum, dass im Winter das menschliche Immunsystem einen „Winterschlaf einlegt", sich also zurückzieht, „zurückfährt". Aktuelle Studien bestätigen ebenfalls, dass Schlaf die natürlichste und größte Regenerations- und Heilquelle ist und das Immunsystem stärkt.

„Dafür haben wir keine Zeit!"
Jedes Unternehmen verliert durch zuwenig Entschleunigungs- und Erholungsphasen – und nicht wie umgegehrt argumentiert wird: „dafür haben wir keine Zeit!" Wer dafür keine Zeit hat, hat bald keine wirklich kreativen leistungsfreudigen Mitarbeiter/innen mehr. Ein kluges Management kann ganzheitliche Zusammenhänge erkennen und darauf reagieren. Folgende Fragen können Anregung sein:

Lesen Sie weiter auf Seite 9

Spirituell kreativ

Über die Parallelen zwischen Spiritualität und Kreativität. Eine Annäherung an den Begriff „Loslassen“.
Von Georg Bauernfeind

Spiritualität boomt derzeit ja unglaublich. Die Lebenshilfeabteilungen in den Buchhandlungen quellen über. Überall ist vom Loslassen die Rede. Ds gibt einzelne Stars dieser Szene – Anselm Grün, Richard Rohr, Eckart Tolle – und man wird den Eindruck nicht los, dass es denen auch nicht anders geht, als uns Kabarettisten: Alle zwei Jahre sollte man als Kabarettist ein neues Programm herausbringen. Spirituelle Autoren haben mit den Verlagen vermutlich ähnliche Abkommen. Kein leichtes Schicksal: Das Loslassen predigen und selber permanent produzieren müssen! Kann das zusammengehen? Ich sage ja, aber nur wenn…

Autoren, Kabarettisten und Kreative generell haben immer denselben Druck: Sie müssen kreativ sein, sie sollen Neues hervorbringen. Für Kabarettisten gilt: es soll auch noch witzig sein. „Komm, sag was Lustiges! Jetzt auf der Stelle.“ Der Druck kommt von allen Seiten, aber natürlich auch aus der gefährlichsten Ecke: aus sich selbst. Ich kenne nicht alle spirituellen Bücher und Richtungen, aber wenn ich etwas verstanden habe, dann scheint sich doch dieser eine Gedanke durch die meisten spirituellen Strömungen zu ziehen: Die Unterscheidung zwischen einem falschen Ego und einem wahren Selbst. Sind Sie noch dran?

Belegen wir diese Behauptung am besten mit einem Zitat, gefunden bei Richard Rohr in seinem Buch „Wer loslässt, wird gehalten“: „Echte Kontemplation, echte religiöse Erfahrung, löst die Festung des „Ich“ auf und beseitigt seine Bollwerke.“ Es geht, so Rohr, um die Verbindung mit unserem innersten Kern. Kein leichtes Unterfangen in einer Welt, die – das dürften die spirituellen Denker Richard Rohr, Anselm Grün oder Eckart Tolle in ihrer Weltsicht einen – materialistisch und oberflächlich ist. Da muss man gar nicht das Klagelied über den Konsumrausch vor Weihnachten anstimmen, es genügt ein Blick in Unternehmen und Organisationen: Die Selbstdarsteller und die Blender setzen sich nach wie vor sehr oft in den Hierarchien durch (Ausnahmen bestätigen die Regel). Wer es nach oben schaffen will, braucht ein starkes Ego, braucht einen starken Schutzwall. Was jemand, der sich auf dem Weg des sogenannten Erfolges befindet, am wenigsten brauchen kann: Einen Zugang zum wirklichen inneren Selbst.

Es steckt also in diesem Begriff „loslassen“ eine Haltung, die dem, was wir in der sogenannten „normalen“ Welt finden, diametral entgegengesetzt ist. Aber stimmt das so? Oder habe ich dabei etwas übersehen?

Ja. Die Kreativität. Denn das Absurde im Bereich der kreativen Entfaltung, scheint zu sein: Hier braucht man eine Portion Abstand vom Ego. Sonst wird das nichts. Natürlich gibt es auch in der Kreativbranche unglaublich viele Selbstdarsteller und Egomanen. Aber, so deute ich jetzt einmal den kanadischen Autor John Vorhaus und seine Aussagen in dem unbedingt empfehlenswerten Buch „The Comic Tool Box“: Wer weiterkommen will, muss auch loslassen. Mit dem Schreiben ist es wie mit dem Besteigen eines Berges (Ok, das ist jetzt noch nicht das Originellste an diesem Text, trotz-

dem dran bleiben, es kommt noch): Man setzt sich hin, schreibt drauf los und ist dann – wenn man den inneren Zensor überwunden hat – sehr froh, über das Ergebnis. Ist doch nicht schlecht, sagt man zu sich selbst. Das Problem: Mit dieser Haltung überlebt man als Kabarettist nicht. Der erste Versuch ist enorm wichtig. Aber der erste Versuch ist selten der Beste. Denn, wieder im Bild gesprochen, kaum ist man am Gipfel angekommen, entdeckt man, dass man keinen Berg sondern einen Hügel erklommen hat. Erst jetzt sieht man, dass es daneben einen richtigen Berg gibt!!! Es nützt nichts: Der Autor, der sich weiterentwickeln will – und jetzt kommt die Parallele zur Spiritualität – muss hinabsteigen. Unten ist es nebelig. Man kennt den Weg zum neuen Berg nicht. Man ist geneigt zu sagen: Ach, hier ist es ganz gemütlich. Es geht dann darum, vom bisher Erreichten loszulassen. Auf den bloßen Verdacht hin, dass es noch besser geht und – das ist die zweite Parallele: Beim Überarbeiten, also beim zweiten Weg, ist alles auszusondern, was nicht dem Werk dient, sondern dem Ego!

Uh, das tut weh! Da erwischt uns John Vorhaus in unserer Selbstverliebtheit! Es nützt nichts: Der Künstler hat dem Werk zu dienen und nicht das Werk dem eigenen Ego! Komme ich also zu meiner Schlussfolgerung: Ich habe keine Ahnung, ob man in der sogenannten normalen Welt, also im Geschäftsleben, in der Wirtschaft, ob man dort durch Loslassen weiterkommt oder zum totalen Looser wird, der nicht ernstgenommen wird. Denn natürlich gibt es Dissertanten der Philosophie die als Portiere arbeiten, die sich dem „normalen“ Druck entziehen. Ich spreche hier bloß vom Bereich der Kreativität, von der Weiterentwicklung als Künstler: Wer weiter kommen will, muss immer wieder von vorne beginnen, muss Dinge verwerfen, die er für vollendet erachtet. Im Vertrauen darauf, dass die kreative Quelle nicht versiegt. Weil diese Quelle letztlich auch nur dann erfolgreich fließt, wenn sie hin und wieder an dem andocken kann, was von innen kommt.

Georg Bauernfeind
Lieder - Kabarett - Texte
0660-310 41 36
www.georg-bauernfeind.at
Das aktuelle Programm:
www.wurschtundwichtig.at

GAIA :: LOSLASSEN

Fortsetzung von Seite 7

Was kann um diese Zeit losgelassen werden?
Welche Aufgaben, Termine können genauso gut auch im Jänner, Feber erledigt werden? Aus welchen Gründen muss der Jahresabschluss am 31.12. liegen? Welche Alltagsrituale gibt es im Unternehmen? Zeiten, in denen der Augenblick, ein Anlass gewürdigt wird? Wie kann Verlangsamung im Prozess, im Projekt entstehen? Entschleunigung? Stille-Zeiten? Das Gesammelte ruhen lassen?

Wie kann das Tagesgeschäft entschleunigt werden?
Harald Koisser, Stille-Buch-Autor, stellte ein einem seiner Stille-Workshops den Angestellten folgende Frage: „Wie kann Stille ein leistungsstärkendes Element für das Tagesgeschäft und in der Folge für die Unternehmensentwicklung werden?“ Das Team befasste sich kreativ mit dieser Frage und erfand einen „Stille-Tag“ pro Woche für jede/n Mitarbeiter/in! Jede Person hat einen Tag, an dem sie keine Mails beantworten oder das Telefon abheben (an internen Meetings teilnehmen) muss und sich ganz auf die eigene Arbeit konzentrieren kann. Ein erster Schritt, aus dem erschöpfenden Hamsterrad auszusteigen!

Aus dem Loslassen, Entschleunigen, Innehalten wächst der Neubeginn, die neue Vision. „Alles Leben wird aus der Dunkelheit geboren.“ Das gilt nicht nur für Sterne, die aus der „Dunklen Materie, dem Chaosraum“ entstehen wie für Menschen, die im Mutterbauch heranwachsen – sondern auf für Projekte und Unternehmensideen. Claus Otto Scharmer ermutigt in seinem Buch „Theorie U. Von der Zukunft her führen“: „Wir sind viel zu sehr reaktiv tätig und zuwenig reflektiv. Wichtig ist immer wieder hinzuspüren, hinzusehen auf unsere Denk- und Verhaltensmuster. Loslassen, Innehalten ermöglicht Veränderung und neue Bilder in mir zu erschaffen. Wie halte ich an Altem, Überholten fest, verhinderte damit das Neue, die Weiterentwicklung? Ohne Sterben kann es keine nachhaltige Weiterentwicklung geben. Und dazu braucht es den Mut und den Willen das Vertraute loszulassen sich rein tragen Lassen in eine Sache, ohne genau zu wissen, wie und wann was dabei heraus kommen wird.“

Die besten Ideen entstehen, wenn wir grad nicht an sie denken. Lassen wir los, damit das Neue kommen kann.

Du musst dein Leben ändern

Kunst besitzt eine nicht-versklavende Autorität. Sie alleine darf uns noch etwas sagen. Zum Beispiel dies: Du musst dein Leben ändern. Harald Koisser über ein berühmtes Rilke-Gedicht, dessen Schlussätze wie von einem anderen Stern hernieder kommen.

Der große Dichter Rainer Maria Rilke hat eine zeitlang bei dem Bildhauer August Rodin als dessen Sekretär gearbeitet. Es war für Rilke „eine Schule des Sehens“, wie er anmerkte, und doch auch eine Bewegung im Dichterischen. Aus jener Zeit stammt eines der unglaublichsten Gedichte des an Unglaublichem sehr reichen Œvre Rilkes, nämlich das Gedicht „Archaischer Torso Apollos“. Ein Torso ist eine plastische Darstellung eines menschlichen Körpers ohne Gliedmaßen. Torsi entstehen oft auch weniger aus künstlerischen als aus ideologischen Erwägungen, etwa wenn Menschen Statuen verstümmeln und ihnen Kopf und Gliedmaßen abschlagen. Wie das bildhauerische Werk tatsächlich aussah, das Rilke beschreibt, wissen wir nicht. Rilke imaginiert ein „unerhörtes Haupt“ und spart auch die Geschlechtswerkzeuge nicht aus – in Rilkes Diktion „jene Mitte, die die Zeugung trug“. Weltberühmtheit erlangte das Werk jedoch nicht durch die Beschreibung des Torsos an sich, sondern durch die gewaltigen Schlusszeilen, welche dem Gedicht eine für jede/n Leser/in unmittelbare Dramatik geben.

Das Gedicht beginnt harmlos, indem es ein Kunstwerk beschreibt. Man kann sich an den Worten erfreuen und nach Belieben den Torso imaginieren oder sich an seinen letzten Museumsbesuch erinnern. Doch plötzlich kippt der Betrachtungswinkel. Gerade noch ist man selbst es, mit Rilke als Museumsführer, der den Torso betrachtet, und plötzlich heißt es: „Da ist keine Stelle, die dich nicht sieht“. Gerade war ich es noch in meiner Rolle als Betrachter, der das Kunstwerk angesehen hat, und nun sieht es mich an. Und zwar umfassend und intensiv. Da ist keine Stelle, die mich nicht sieht. Das Kunstwerk entzieht sich der passiven Rezeption, es wird zum Akteur. Es sieht mich an.

Rainer Maria Rilke
Archaischer Torso Apollos

Wir kannten nicht sein unerhörtes Haupt,
darin die Augenäpfel reiften. Aber
sein Torso glüht noch wie ein Kandelaber,
in dem sein Schauen, nur zurückgeschraubt,

sich hält und glänzt. Sonst könnte nicht der Bug
der Brust dich blenden, und im leisen Drehen
der Lenden könnte nicht ein Lächeln gehen
zu jener Mitte, die die Zeugung trug.

Sonst stünde dieser Stein entstellt und kurz
unter der Schultern durchsichtigem Sturz
und flimmerte nicht so wie Raubtierfelle;

und bräche nicht aus allen seinen Rändern
?aus wie ein Stern: denn da ist keine Stelle,
die dich nicht sieht. Du mußt dein Leben ändern.

Rilke hätte auch harmloser formulieren können „versuch einmal, es aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten“ oder „Große Kunst macht etwas mit dir“ oder dergleichen. Doch er wählt eine kraftvollere, verblüffendere Form.

Die ganze Wucht des neuen Blickwinkels folgt unmittelbar. Ein Satz wie von einem anderen Stern kommt hernieder: „Du musst dein Leben ändern“. „Das Stichwort zur Revolution in der 2. Person Singular“, wie Peter Sloterdijk anmerkt, „ich lebe zwar schon, aber etwas sagt mir in unwidersprechlicher Autorität: Du lebst noch nicht richtig.“

Der deutsche Philosoph selbst konnte sich Rilke nicht entziehen und hat den Schlusssatz zum Titel eines Buches gemacht, in dem er auch umfassender und tiefer über das Gedicht räsoniert, als ich es hier vermag. „Die beiden Schlusssätze haben ein Eigenleben entwickelt. In ihrer gediegenen Bündigkeit und mystischen Simplizität strahlen sie eine kunstevangelische Energie aus.“ Und über Kunst an sich merkt Sloterdijk an: „Kunst hat eine nicht-versklavende Autorität. Sie darf uns noch etwas sagen, weil wir fühlen, dass sie uns nicht beengen will. Was sich selbst ausgesetzt und in der Prüfung bewährt hat, gewinnt unangemaßte Autorität.“

Dies ist das Wesen großer Kunst: Sie hat Autorität, die nicht anmaßend ist. Sie darf und vor allem: kann uns etwas sagen. Denn da ist keine Stelle, die uns nicht sieht.

So hat der Torso Rilke inspiriert, Rilke den Philosophen Sloterdijk (und sicher noch viele tausende andere Menschen) und Sloterdijk mich und diese Ausgabe von wirks. Ich verlängere die Wirkungsgirlande zu Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, und konfrontiere Sie mit dem absoluten Imperativ schlechthin: Du musst dein Leben ändern. Von mir müssen Sie sich soetwas wahrlich nicht sagen lassen. Ich lade Sie nur ein, auf jene Saite zu hören, die Rilke in Ihnen zum Schwingen bringt.

Peter Sloterdijk in Berlin, fotografiert von Harald Koisser

Das einzige, was uns begeistert, ist das Unmögliche

Die Krise informiert die Menschen über das, was zu tun ist. Auszug aus einer Rede des Philosophen Peter Sloterdijk

Man muss die Botschaft der Krise hören. Die Krise hat seit allen Zeiten die Menschen informiert über das, was zu tun ist. Die Krise übermittelt den Menschen den absoluten Imperativ: Du musst Dein Leben ändern. Buddha hat ihn auf seine Weise redigiert, Jesus, Leonardo daVinci.

Vor unseren Augen formuliert sich ein ökologisch-kosmopolitischer Imperativ, der mit der Dringlichkeit einer weltreligionsstifterischen Energie auf unsere Bewusstseine einwirkt. Deshalb ist es gut, wenn wir uns mit den Vertretern der Traditionen verständigen. Wir können mit Philosophen sprechen, mit Jesuanern, mit Nachfolgern Leonardos. Doch es ist immer nur analogisch. Wir sind die Kinder unserer Krise, unserer Zeit. Wir müssen die Zeit in das Denken einlassen und das Denken muss sich dem Imperativ unserer Zeit öffnen. Für den Erwachsenen ist es die Begegnung mit dem Aktuellen, noch Unmöglichen, was Enthusiasmus auslöst. Das einzige, was uns begeistert, ist das Unmögliche. Das ist auch der Unterschied zwischen Gott und Teufel. Der Teufel holt sie dort ab, wo Sie sind. Wie die schlechten Lehrer. Gott erkennen Sie daran, dass er Sie bedingungslos überfordert. Das ist das Einzige, was Enthusiasmus auslöst.

In unserer Zeit heißt das Unmögliche, den Übergang zu vollziehen von einer Ökonomie der Aneignung zu einer Ökonomie der Großzügigkeit. Das ist nur möglich aufgrund einer Anthropologie der Kooperation, des Mitgefühls, der Freundlichkeit. Es geht nun darum, mehr zu geben als man genommen hat. Wir wollen uns begeistern lassen von jenen, die beschließen, mehr zurückzugeben als sie genommen haben. Das ist die Nietzeanische Ethik. Der Mensch ist ein Stellvertreter der Sonne. Solange der Mensch sich weigert zu scheinen, solange wird sich die Umkehrung in das Unmögliche nicht vollziehen. Aber wir können mit diskursiven Mitteln ein kleines Energiewunder schaffen. Großzügigkeit ist die einzige Form der alternativen Energie, deren Gebrauch die Welt entscheidend verändert.

Zwei Geschichten vom Loslassen

Eine wahre und eine auch irgendwie wahre Geschichte vom Festhalten und der Hingabe an das Loslassen.
Aufgeschrieben von Harald Koisser

„Ja“

In einem Krankenzimmer lag eine alte Dame im Sterben. Ihr Gesicht war eingefallen, die Lebenesenergie weitgehend entwichen. Der letzte große Übergang war zu erwarten. Die anderen fünf Damen, ungefähr gleich alt, tuschelten über den zu erwartenden Zeitpunkt des Todes.

Eines Abends begann die Moribunde zu sprechen. Leise stieß sie ein Wort aus, dann dasselbe noch einmal. Anfangs war es kaum hörbar, dann drang es in den Raum. „Nein“, hauchte sie, „nein“.

Nein, nein, nein.

Aber und abermal sagte sie es. Sie hatte am Abend damit zaghaft begonnen, hatte sich nun darauf versteift und stieß ein ums andere Mal „Nein“ aus ihrem eingefallenen Mund hervor, die Augen wohl bereits für immer geschlossen.

Nein, nein, nein.

Die letzte Lebensernergie ging in diesem kleinen Wort auf. Die ganze Nacht lang. Bis in den Morgen hinein war das Zimmer erfüllt von diesem Nein. Dann verging der Tag. Und es kam ein neuer Abend. Und es hallte ein „Nein, nein, nein“ durch das Zimmer. Die anfängliche Erschütterung der anderen Patientinnen war zuerst Gleichgültigkeit gewichen und hatte sich dann in Ärger verwandelt. Die Krankenbetreuer und ÄrztInnen waren ratlos. „Es wird vergehen“, schien ihr Schulterzucken zu bedeuten. Was konnte man da schon tun?

Sehr zeitig am nächsten Morgen erhob sich die Bettnachbarin der Moribunden und ging leise zum Bett, aus dem das „Nein, nein, nein“ drang. Sie beugte zärtlich ihren Mund an das Ohr der Schlafenden und sagte: „Ja“

Und nocheinmal Ja. Ja, ja, ja.

Das wiederholte sie zu Mittag und am Abend. Die anderen ließen es interessiert geschehen und kommentierten es nicht. In der dritten Nacht kam der Wandel. Plötzlich stieß die Kranke hervor: „Nein, nein, ja, nein, nein, ja.“

Am Morgen lautete es schon „Ja, ja, nein, ja.“ und am Abend dann kam die Erlösung. Mit starkem Hauchen, fast in Euphorie, stieß die Frau nur noch „ja, ja, ja!“ hervor. Gegen Mitternacht war sie erlöst und nach einem letzten „Ja“ war es dann friedlich.

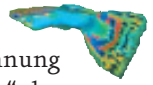
Diese Geschichte ereignete sich tatsächlich vor einiger Zeit in einem Wiener Spital. Eine Therapeutin, die dort arbeitet, hat mir davon erzählt.

„If you die, the most important ist to die intentionally“, sagte ein Zen-Meister zu der schwerkranken Schriftstellerin Christiane Singer. Es geht darum, „den letzten Augenblick nicht passiv über sich ergehen zu lassen, sondern aktiv zu wählen“ (Singer). „Der letzte Augenblick“ ist natürlich etwas Ultimatives, doch gilt das nicht für wahrlich jeden Augenblick – ihn tunlichst aktiv zu wählen?!

Als Lektüre des Loslassens empfehle ich Singers Chronologie des eigenen Sterbens: Christiane Singer, Alles ist Leben, btb-Verlag, München 2011.

Der Millionenfisch

Groß war Fred mit seinen 2 cm ja nicht und wirklich zufrieden auch nicht. Zum einen war Fred ein Weibchen und hätte sich einen anderen Namen gewunschen, zum anderen führte er ein recht einsames Leben. Kiesgrund, zwei Grünpflanzen und ein Oberflächenabsauger. An der Wand klebte eine Schnecke, aber die war nicht sehr gesprächig, weil sie mit dem Mund dauernd am Glas klebte. „Ist mein Job“, nuschelte sie und saugte weiter den Dreck vom Glas.



„Schon bei der Gattungsbezeichnung haben sie einen Fehler gemacht“, knurrte er, „wir sind waschechte *Poecilia reticulata*. Aber nein, wir wurden fälschlich von Robert Guppy *Girardinus guppyi* getauft. Jetzt bin ich ein weiblicher Guppy und heiße Fred. Da stimmt ja gar nichts.“ Und er träumte wieder davon, Poecilia zu heißen. Aus diesen Gedanken riss ihn der grüne Kescher, der vor ihm in das Wasser tauchte. Wie jedesmal erschrak er und er strampelte als er hochgezogen wurde. Mit einem Plumps landete er in einem mit Wasser gefüllten, durchsichtigen Plastiksack. So hatte man ihn einst – ach, lange ist’s

her, sicher vier Wochen – hierher gebracht, so war es jedesmal, wenn sein Zuhause gesäubert wurde.

Aber hoppla, diesmal lief es anders. Fred saß in seinem kleinen Säckchen auf der Kommode und sah mit Erstaunen, wie zwei Hände unsanft die Wasserpflanzen entfernten, den Absauger demontierten, langsam das Wasser ausschütteten. He, nicht so viel. Doch, es wurde alles ausgeleert. Mehr noch, der Kies kam in den Mistkübel. Auch Alf, die Schnecke, wurde entfernt.

Da wurde Fred klar, dass er verloren war.

Das Aquarium, in dem er bislang seine kleinen Kreise gezogen hatte, wurde entfernt. Alles, was er hatte! Da war das Leben ohnehin so ungerecht und so einsam und dann das! Nein, hier wurde nicht geputzt, das war Demontage. Sabotage. Sein Lebensraum wurde vernichtet. Weg. Es war einfach weg. Dort wo er gelebt hatte, war nichts mehr. Ein leerer Raum. Kein Aquarium, kein Wasser. Man hatte ihm alles genommen, was er hatte.

Wäre er wenigstens ein Goldfisch. Die hatten ein Gedächtnis, das gerade einmal 30 Sekunden zurück reichte. So blöde zu sein ist eine Gnade in dieser Welt. Da bekommt man wenigstens nichts mit.

Nun hatten sie ihm alles genommen, „sie“ – die großen mächtigen Wesen da draußen ohne Flossen mit den zwei Fangarmen. Sie hatten ihn zerstört, und das kurz vor seiner Geschlechtsreife. Gleich würden sie kommen und das endgültige Urteil über sein Leben sprechen. Ach, hätten sie ihn nicht in dem Zwergenaquarium lassen können? Alf war nicht gesprächig gewesen, aber immerhin jemand, der da war. Die zwei erbärmlichen Wasserpflanzen hatte er binnen Sekunden umrundet, aber immerhin etwas Grünes!

Und da kam es! Fred konnte nicht hinsehen. Er heulte und wimmerte und wollte, dass es bald vorbei war mit ihm.

Er öffnete die Augen erst wieder als er mit großem Platsch in ein größeres Nass kullerte. Da stand die Zeit still. Was war denn das? Unendliche Weiten! Büschel und Wälder von Gras. Ein versunkenes Schiff. Platsch, Platsch, Platsch. Na sowas, Rüsselbarben, gleich drei von ihnen. Platsch, platsch, platsch. Guppys! Oh, pardon, *Poeciliae reticulatae*. Ein Männchen raste aufgeregt durch das riesige neue Aquarium und stoppte vor Fred.

„Wie heißt du denn?“
„Poecilia“, sagte Fred und seine Afterflosse wurde leicht rot.

Er blickte hinaus und sah das große Gesicht eines dieser großen Wesen ohne Flosse. Es lugte freundlich durch das Glas, das sie trennte. Und da geschah es, dass sich sogar die Geschichte, in der sich Fred befand, endlich darauf besann, dass „er“ eigentlich eine „sie“ war.

Poecilia taumelte vor Glück. So schön hatte sie sich das Leben nicht erträumt. So viel Platz. So viele Lebewesen. Und man muss auch sagen: so interessante Guppy-Männchen! Und Poecilia, die einst Fred hieß, wuchs und sie wurde 6 cm lang. Der neu größere Lebensraum hatte ihr Raum für Entwicklung gegeben und sie wachsen lassen. Und bald sollte sich auch zeigen, warum man die Guppys auch „Millionenfisch“ nannte. Immerhin war sie nun geschlechtsreif.

Dies war ihre große Wandlung gewesen: der Wechsel vom kleinen in das wunderbar große Aquarium, der Wandel vom Kleinfisch zum geschlechtsreifem Guppy, der Wandel von Einsamkeit zur Gemeinschaft. Oft noch sann sie darüber nach, warum Wandel so weh tun musste. Warum er sie so geängstigt hatte. Warum sie die Vernichtung ihres bisherigen Lebensraums, den sie ohnehin stets für zu klein und eng empfunden hatte, als so dramatisch und ausschließlkich negativ empfunden hatte. Vielleicht wussten ja die großen, bleichen Wesen ohne Flossen da draußen mehr darüber. Sie war ja nur eine Guppy, eine Glückliche.

Wenn der Job zum Loslassen ist

Ein Abschiedsritual für einen klaren Abschluss und Neubeginn.
Von Veronika Victoria Lamprecht

Es war der längste Job meines Lebens. Vom Mutter-Sein mal abgesehen. Acht Jahre lang hatten wir eine ziemlich normale Arbeits-Beziehung, das öffentlich-rechtliche Dienstleistungsunternehmen und ich: zwischen anfänglicher Überforderung, viel Freude, länger werdender Langeweile, hin und wieder kurzen Entfaltungsmöglichkeiten, Dienst nach Vorschrift und hübschen und bösen Überraschungen.

Ich baute meinen Arbeitsbereich selber auf und aus, verwaltete und rechtfertigte ihn. Neben vielen Erfolgen gab es für meinen Freigeist auch Frust über die strukturelle Fremdbestimmung und die wachsende Unterforderung. Zu den Kolleg/innen ist in den Jahren ein erfreuendes Beziehungsgewebe gewachsen. Mit dem Chef wurden die Konflikte immer weniger und der gegenseitigen Respekt und die Wertschätzung mehr.

Und eines Tages war es soweit: nach vielen Überlegungen entschied ich mich, meiner Berufung mehr Raum, meinem Wirken mehr Sinn zu geben und mich ganz auf meine Selbstständigkeit zu konzentrieren. Ich ging mit einem lachenden und einem weinenden Auge: die äußere Sicherheit, die ich hier hatte, würde ich wohl so schnell nicht wieder erleben.

Mein Chef war entsetzt, versuchte mich zu überreden, ich versprach drüber zu schlafen, um dann bei meinem Entschluss zu bleiben. Die Abschlussformalitäten legten wir gemeinsam fest, zu fairen Bedingungen. Die wichtigste Frage war für mich: Wie gestalte ich den emotionale Abschied von den Kolleg/innen, die zum Teil Freundinnen geworden sind? Es war klar, dass es ein Fest mit einfachen Ritualelementen werden sollte. Ich schrieb für jede Person ein kleines Kärtchen, mit „Was ich an DIR besonders schätze, ist…“, steckte es in ein Papiertäschchen samt neuer Visitenkarte von mir und Trostschokolade. Die letzten Stunden am Schreibtisch nutzte ich, um die nährende Energie zu spüren, die ich da aufgebaut und gelebt hatte. Mein Bauch und Herz waren wie ein Magnet, der sich vollsaugte mit dem, was da Schönes, Liebevolles von mit und den anderen geschaffen wurde. Das Unangenehme, Ungelöste klärte ich in letzten Gesprächen so gut als möglich.

Das Abschiedsfest wurde, nach Absprache mit den Kolleg/innen, ein Picknick. Der Regen hielt sich nicht dran und wir verlegten es ins Büro. Zufällig stand seit einigen Wochen genau der Büroraum frei, der zu Beginn mein Arbeitsplatz war! Eine Tischdecke wurde am Boden ausgebreitet, die kalten und warmen Platten samt Kerzen und Dekorelemente fein dazu drapiert. Die Kolleg/innen hatten Sitzkissen mit in die Arbeit gebracht. Eine illustre Runde von 12 Personen samt Chef fädelte sich um die festliche Ess-Mitte am Büroboden auf. Nach dem Zuprosten und Speisen bat ich die Kolleg/innen mir ehrlich zu erzählen, was sie damals, als sie mich das erste mal sahen, für Gedanken und Gefühle hatten. Gesprochen wurde im Kreis, und nicht wie gewohnt, wer am Schnellsten und Lautesten ist.

Symphatisch und lustig und mit ganz vielen „Ahas“ wurde diese Runde abgeschlossen und eine neue Frage nachgelegt: „Was war das berührendste Erlebnis, das du mit mir hattest?“ Geschichten kreisen durch den Raum, die alle bewegen. Dazwischen kam hin und wieder noch ein weiteres Erlebnis zur Sprache, das endlich auch mal gesagt werden wollte..

Ob diese Gruppe schon mal so vertraut mitsammen gesprochen hatte? Den Abschluss bildeten die gegenseitigen Abschiedsgeschenke mit ihren vielen herzlichen Dankesworten und Bekräftigungen. Eine Welle der Wärme und Ermutigung sammelte sich von diesen Menschen in meinem Rücken, die mich noch sehr lange stärkte.

Nächsten Tag bedankten sich viele nochmals für das feine Abschiedsfest, es wäre so liebevoll und nährend auch für sie selber gewesen.

Seitdem hab ich viele Höhen und Tiefen in meiner Selbstständigkeit erlebt und keinen Tag meine Entscheidung bereut. An „meine“ ehemalige Firma denke ich gerne zurück: die gebündelte wertschätzende Abschiedsenergie hat alles zu einem wirklich guten Ende gebracht, Altlasten bereinigt, das Loslassen erleichtert und mir für den Neustart wertvollem frischen Rückenwind gegeben. Ein Abschiedsritual, das Inspiration ist für viele weitere individuelle Rituale!

Glauben Sie! An sich!

Harald Koisser schreibt im Magazin „die Wirtschaft“ regelmäßig eine Mutmacher-Seite. Hier die Kolumne der Jänner-Ausgabe.

Wirtschaftlichkeitsrechnung, Marktforschung und Machbarkeitsstudien sind eine feine Sache. Aber wenn es mit der Geschäftsidee etwas werden soll, dann empfiehlt sich Glaube. An sich selbst!

Marktforschung ist eine wunderbare Sache. Aber wenn es darum geht, etwas Neues in die Welt zu bringen, ist sie absolut verfehlt. Man kann den Markt nicht zu etwas befragen, was er nicht kennt. Oder was denken Sie, was herausgekommen wäre, hätte man in den 80er Jahren Wintersport-affine Menschen gefragt, ob sie gerne mit beiden Beinen fest angeschnallt auf einem Bügelbrett quer zur Fahrtrichtung verschneite Pisten hinunter gleiten möchten? Jake Burton hat zum Glück nicht gefragt und so konnte das Snowboard das Licht der Welt erblicken. Er hatte einfach eine Vision. Und er hat daran geglaubt.

So wie der Salzburger Erwin Thoma. Seine Kinder hatten allergische Reaktionen von all den Chemikalien, die im neuen Eigenheim ausdünsteten. Er stellte einfache Fragen: Müssen wir so wohnen? Bietet die Natur nicht andere und einfachere Möglichkeiten? Thoma entwickelte ein Bau-System, das er Holz100 nennt. Nur Holz, keine Chemikalien, kein Leim, kein Metall. Einfach so, wie es die Natur vormacht. Als er vor über 10 Jahren mit einer Vollholzplatte zur Brandschutzprüfung kam, wurde er ausgelacht. Aber nur so lange, bis die Beton-Stahl-Armierung im Nebenraum längst geplatzt war, während sein Vollholz gerade einmal angesengt war. Heute baut er seine fantastischen Bio-Häuser auf der ganzen Welt.

Ernst Gugler investierte stets alles, was er hatte, in Nachhaltigkeit. Sein Unternehmen (Druckerei, Cross Media) in Melk wird bald im ersten Cradle-to-cradle-Bürohaus Österreichs sitzen. Er entwickelt gerade voll kompostierbare Druckfarben. Er wird auf dem Betriebsgelände einen Acker anlegen, um seine MitarbeiterInnen mit voll-biologischem Gemüse zu verköstigen. Er kann nicht anders. Er glaubt. An sich und daran, dass es richtig ist, was er tut.

Zotter war einmal als Konditor in Graz pleite und hat sich als Schokoladier neu erfunden. Johannes Gutmann stand einige Male kurz vor dem Aus und hat heute mit Sonnentor eine anerkannte Firma für Tee und andere Bio-Produkte. Ach ja, und Karl Heinz Essl glaubt an Gott.

Ohne Glauben jedenfalls bleibt jede unternehmerische Idee schal und bloß eine Zahl rechts unten auf einer Machbarkeitstudie. Wir haben genug von Machern, wir wollen Menschen, die an sich glauben.

Das komplette Magazin gibt es als e-paper unter www.wirtschaftsverlag.at

wirks